Der Westen

Mitteilungsblatt der Arbeitsgemeinschaft „Der Westen“, bestehend aus der Gesellschaft der Freunde und Förderer der Erwin-von-Steinbach-Stiftung (hervorgegangen aus dem Bund der Elsässer und Lothringer e.V. und dem Bund Vertriebener aus Elsaß-Lothringen und den Weststaaten e.V.) sowie der Erwin-von-Steinbach-Stiftung

ISSN 0179-6100 | E21949 | Heft 1/2 2008 | 55. Jahrgang

An unsere Mitglieder, Freunde und Förderer und alle Leser des „Westens“

Sie werden sicher mit Schmerz, vielleicht auch mit Unmut bemerkt haben, daß der „Westen“ Ihnen seit längerer Zeit nicht mehr zugegangen ist. Die letzten beiden Ausgaben datieren als Nummer 3 und 4 des Jahrgangs 2006.
Herr Dietrich Pfaehler, unser bisheriger Schriftleiter, ist durch seine andauernde Erkrankung nicht in der Lage, die Zeitschrift weiterhin zu betreuen. Der Vorstand ihn mittlerweile von seinen Aufgaben entbunden.
Der Vorstand hat sich nunmehr entschlossen, eine Doppelnummer des „Westens“ auf den Weg zu bringen. Dabei werden zwangsläufig auch Ereignisse aus dem letzten Jahr nachgetragen. Die Aktualität der Beiträge ist somit nicht immer gegeben. Wichtig aber ist, daß Sie mit dieser Ausgabe – im neuen Erscheinungsbild – ein Lebenszeichen der Gesellschaft der Freunde und Förderer der Erwin-von-Steinbach-Stiftung e. V.“ in den Händen haben.
Der Versand wurde von Frau Oda Ertz, der Witwe unseres früheren Vorsitzenden, Dekan i. R. Michael Ertz, vorgenommen. Sie hat sich auch bereit erklärt, bis auf weiteres die Geschäftsführung der Gesellschaft zu übernehmen.
Beachten Sie bitte die neue Anschrift der Gesellschaft, sowie deren geänderte Kontonummer, auf die künftig alle Überweisungen vorzunehmen sind.
Der Vorstand der Gesellschaft hofft sehr, daß bei der anstehenden Mitgliederversammlung im Herbst – in Abstimmung mit der Erwin-von-Steinbach-Stiftung – die weitere Zukunft der Gesellschaft und des „Westens“ geklärt werden kann.

Dr. Rolf Sauerzapf, Vorsitzender

Inhalt

Ausklang einer weit zurückliegenden Epoche – Die letzten Teilnehmer am Ersten Weltkrieg treten ab 2

Zurück zu einem Parlament für Elsaß-Lothringen? 4

Der Bilinguismus, den ich meine

Der Staat kneift – Wo bleibt der deutschsprachige Unterricht? 5

Er isch so lieslig vun uns gange... Der Elsässische Poet Adrien Finck 6

Zur heutigen Lage des elsässischen Dialekts 7

Die große Ausnahme – Staatliche Bischofsernennung in Straßburg und Metz 8

Impressum 9

Ein Elsässer Bischof von Trier – Michael Felix Korum (1840–1921) Teil 2 10

Martin Schongauer – Colmars berümtester Sohn 14

130 Jahre Neuenberg

Die Burgruine Hugstein 15

Hinüber und Herüber 16

Ausklang einer weit zurückliegenden Epoche

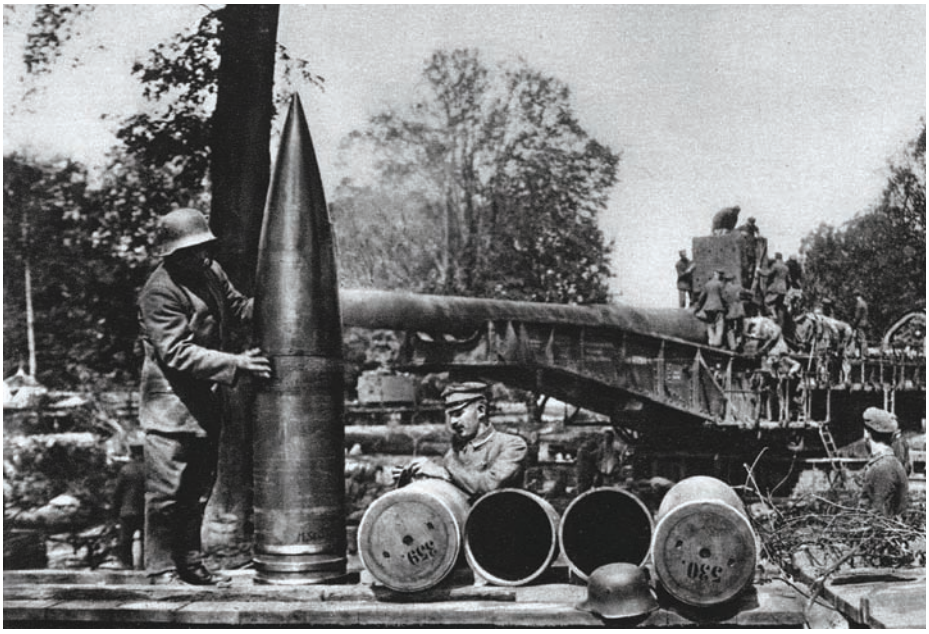
Die letzten Teilnehmer am Ersten Weltkrieg treten ab

Am 20. Januar 2008 starb in Brioude, einem Dorf bei Clermont-Ferrand, im 111. Lebensjahr Louis de Cazenave, der letzte bis dahin noch lebende Franzose, der als Soldat am Ersten Weltkrieg teilgenommen hatte. Der Tod des letzten „Poilu“ war für zahlreiche Medien in Frankreich wie im Ausland Anlaß für eine ausführliche Berichterstattung.

So schrieb Berd Kröncke, Frankreichkorrespondent der „Süddeutschen Zeitung“, in einer einfühlsamen Würdigung: „Er war ein bemerkenswerter alter Mann, der letzte Zeuge der furchtbaren Schlacht am Chemin des Dames. Dort waren allein am 16. April 1917 mehr als 28 000 Soldaten gefallen, Deutsche und Franzosen. ‘Es war ein Gemetzel’, erinnerte er sich später, ‘sie haben uns als Kanonenfutter an die Front gejagt.’ Am nächsten Morgen kam es zu Meutereien, die brachial gebrochen wurden: Befehlsverweigerer und Fahnenflüchtige wurden standrechtlich erschossen. Manchmal erzählte der Alte die Geschichte, wie Deutsche und Franzosen dieselbe Quelle im Niemandsland nutzten, um Trinkwasser zu holen. ‘Ich sprach kein Deutsch, aber ein kurzer Blick genügte, um sich zu verständigen.’ ....

Louis de Cazenave war, neunzehnjährig, 1916 als Patriot in den Krieg gezogen. ‘Der Horror des Krieges hat mich zum Pazifisten gemacht’, sagte er.“ Während der Kämpfe habe er nie an Desertion gedacht. „wenn ich das noch einmal erlebt hätte, dann wäre ich desertiert. Am Ende gibt es nichts, was den Krieg rechtfertigt“.

1936 war Louis de Cazenave kurze Zeit Anhänger der Volksfrontregierung, nach 1944 Gaullist. „Später wandte er sich enttäuscht von jeder Politik ab. Das Kreuz der Ehrenlegion hatte er lange abgelehnt. Die es ihm geben wollten, sollten es sich sonstwohin stecken, ließ er ausrichten – zu überwältigend war die Erinnerung an die gefallenen Kameraden, die nicht einmal ein Holzkreuz bekamen. Nur weil der Veteranenverband nicht aufhörte zu drängen, akzeptierte er es schließlich. Aber ein Staatsbegräbnis, das Jacques Chirac für den letzten Poilu in Aussicht gestellt hatte, lehnte er ab.“



Stahlgewitter: deutsche Artillerie beim Einsatz von Großkalibergranaten

In dieser Einstellung wußte sich Louis de Cazenave bis zuletzt einig mit dem bei Paris lebenden Italiener Lazare Ponticelli (Jahrgang 1897), der sich mit Siebzehn zur Fremdenlegion gemeldet hatte und nun einer von zwei noch überlebenden Teilnehmern des Ersten Weltkriegs ist. Ponticelli gab inzwischen seinen Widerstand gegen das Staatsbegräbnis auf. „Es darf kein großes Spektakel werden, aber es soll eine Messe im Invalidendom zu Ehren meiner gefallenen Kameraden geben“, sagte Ponticelli dieser Tage der Zeitung „Le Parisien“.

Drei Wochen vor Louis de Cazenave war in einem Altersheim in Pulheim bei Köln am 1. Januar 2008 der vermutlich letzte deutsche (aus dem Deutschen Reich stammende) Teilnehmer des Ersten Weltkriegs gestorben, der im Jahr 1900 in Leipzig geborene Oberlandesgerichtsrat a. D. Dr. Erich Kästner.

Am 27. Mai 2008 verstarb in Bad Mergentheim der Ungarn-Deutsche Franz Künstler (Jahrgang 1900) – der letzte Veteran der k.u.k.-Armee. Er wurde am 6. Januar 1918 gemustert und einen Monat später in das 1. Reitende Artillerieregiment eingezogen, in dem er bis Kriegsende als Kanonier an der Italienfront am Piave diente.

Nicht unerwähnt darf an dieser Stelle der vor fast drei Jahren in Colmar verstorbene Charles Kuentz (1897–2005) bleiben, der bis 2005 der letzte überlebende deutsche Soldat des Ersten Weltkriegs aus dem Elsaß war. Erst an seinem 100. Geburtstag äußerte sich Charles Kuentz über das Ende seiner Jugend im Schützengraben: „Diese Tragödie darf nie vergessen werden, sonst könnte sie wieder geschehen“.

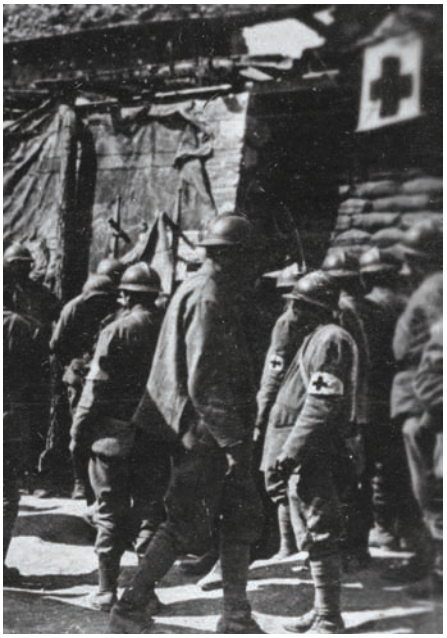
Alle erwähnten langlebigen Veteranen zeichneten sich fast bis ans Lebensende durch erstaunliche geistige und körperliche Fitness aus. Dr. Kästner und Franz Künstler waren die ältesten Deutschen. Dr. Kästner steht mit seiner 2003 verstorbenen Ehefrau mit einem Eherekord im Guinness-Buch der Rekorde: sie waren 75 Jahre miteinander verheiratet.

Paris läge nicht in Frankreich, hätte nicht der Staat vom Tod des Louis de Cazenave Notiz genommen. „Sein Tod ist Anlass für uns alle, an die 1,4 Millionen Franzosen zu denken, die ihr Leben in diesem Konflikt gaben, an die 4,5 Millionen Verwundeten, an die 8,5 Millionen Einberufenen“, erklärte Staatspräsident Nicolas Sarkozy.

Weder Dr. Kästner noch der Umstand, daß mit ihm eine ganze Epoche endgültig abtrat, interessierte dagegen irgendeinen deutschen Politiker oder

sonstigen Vertreter der Staatsmacht. Über Louis de Cazenave berichteten die deutschen Medien umgehend und erheblich ausführlicher als über den Tod Dr. Kästners. Daß der letzte Soldat des Kaisers gestorben war, drang – wenn überhaupt – nur sehr verspätet in die deutschen Medien, bezeichnenderweise über das Internet und über ausländische Zeitungen. Als erste würdigte die „Neue Zürcher Zeitung“ den Tod des uralten Veteranen. Auch französische und britische Medien griffen den Fall auf; der „Daily Telegraph“ forderte – in begreiflicher Unkenntnis deutscher Üblichkeiten und Bildungshorizonte – indirekt gar eine Würdigung durch Bundeskanzlerin Angela Merkel.

Das oben erwähnte Drama am Chemin des Dames ist eine eigene Geschichte, eine sehr französische. General Robert Georges Nivelle, genannt „General Durchbruch“, seit dem 3. Dezember 1916 französischer Oberbefehlshaber, wollte den Stellungskrieg beenden und dachte, das deutsche Heer mit einem Überraschungsangriff zu besiegen.



Französische Sanitäter an der Front

Im Frühjahr 1917 verkündete er, binnen 48 Stunden die deutschen Linien am Chemin des Dames zu durchbrechen und die Deutschen in die Flucht zu schlagen. Seiner Sache sicher unterließ er jede Geheimhaltung, die Befehle ergingen unverschlüsselt und „Tout Paris“ besprach vorneweg bereits den grandiosen Sieg. Sogar die Marschgeschwindigkeit – 100 Meter in drei Minuten – hatte Nivelle berechnet. Nach tagelangem Artilleriebombardement der deutschen Stellungen – die nur unzureichend getroffen wurden, während die eigenen Truppen durch einen heute „friendly fire“ genannten Kollateraleffekt beeinträchtigt wurden und Verluste erlitten, setzten 1,2 Millionen Franzosen am 14. April 1917, erstmals unterstützt von französischen Tanks, zum Sturm auf die deutschen Stellungen an. Doch aus den 48 Stunden wurde nichts, auch nichts aus der errechneten Marschgeschwindigkeit; zwei Drittel der 128 Tanks blieben kampfunfähig liegen, die anderen beeindruckten mit einer Höchstgeschwindigkeit von drei Stundenkilometern. In den ersten fünf Tagen verloren die Franzosen 100 000 Mann.

Die Soldaten, denen man einen schnellen Sieg versprochen hatte, gewannen den Eindruck, sie würden schutzlos als Kanonenfutter verheizt. In 58 Divisionen, zwei Dritteln der Armee, kam es zu Protesten gegen das sinnlose Anrennen gegen die intakten befestigten deutschen Stellungen. Der Protest erfaßte die ganze Front bis zu den lothringischen Festungen. Doch Nivelle befahl uneinsichtig weiteres Angreifen. Jetzt weigerten sich ganze Einheiten, den Schützengraben zu verlassen.

Der Aufruhr breitete sich immer weiter aus, einige Einheiten wollten lieber nach Paris marschieren. Am 29. April verweigerten zehn Regimenter völlig den Gehorsam, am 30. April das ganze Dritte Armecorps, am 2. Juni erklärte der Kriegsminister in einer geheimen Rede, zwischen Reims und Soissons habe er keine zwei Divisionen mehr, auf die sich Frankreich verlassen könne.

Der prahlerische und voreilige General Nivelle, dem nun der Beiname „der Blutsäufer“ anhaftete, war bereits am 15. Mai durch Philippe Pétain abgelöst worden, der im Rufe stand, mit französischem Blut sparsamer umzugehen. Mit Hilfe der Republikanischen Garden und der Gendarmerie gelang es, die Rebellion zu ersticken. Erfaßt wurden 40 000 Fälle von Befehlsverweigerung. Pétain sprach mit der Truppe, verbesserte deren Lebensbedingungen und milderte manche harte Strafe ab. Verurteilt wurden 3 427 Soldaten, davon 1 381 zu mehr als fünf Jahren Zwangsarbeit. Von 629 ergangenen Todesurteilen wurden 75 vollstreckt.

Soldaten am Maschinengewehr schützen sich vor Kampfgas

Die Meuterei vom Frühjahr 1917 und der Beinahe-Zusamenbruch der französischen Armee sind bis heute in Frankreich weitgehend tabu. Die Familien der Hingerichteten erhielten die übliche, aber irreführende Nachricht „Gefallen für Frankreich“. Die Archive bleiben bis heute geschlossen und sind allenfalls mit einer Sondergenehmigung benutzbar, die nicht jeder erhält.

Als 1998 der sozialistische Ministerpräsident Lionel Jospin vorschlug, man solle nicht nur der Gefallenen, sondern auch der Hingerichteten am Chemin des Dames gedenken, zwangen ihn patriotische Empörung und Protest schnell dazu, diesen Gedanken nicht weiter zu verfolgen.

Zurück zu einem Parlament für Elsaß-Lothringen?

Noch sind wir leider nicht soweit, daß Elsaß-Lothrinegen wieder einen Landtag erhält, wie es ihn schon einmal hatte, aber einige Weichen wurden in letzter Zeit gestellt. Der ehemalige Präsident des oberelsässischen Generalrats und frühere Senator Henri Goetschy hatte bereits vor Jahren die Möglichkeit eines Zusammenschlusses der beiden elsässischen Départements erwogen. Diesen Vorschlag haben die elsässischen Autonomisten bereits seit vierzig Jahren in ihren Programmen vertreten, um im Rahmen der französischen Dezentralisierung die leider nur kurze parlamentarische Tradition des elsaß-lothringischen Landtags der Jahre 1911 bis 1918 wiederzubeleben und fortzusetzen.

Auch Präsident Daniel Hoeffel erklärte sich seinerzeit im unterelsässischen Generalrat einem solchen Projekt gewogen, wie auch sein Nachfolger Richert 1991 klar und deutlich die Aufhebung der beiden Generalräte und des Regionalrats vorschlug, um sie durch einen „Rat der Region“ zu ersetzen, der einer ausgesprochenen Regionalregierung gleichkommen sollte, vergleichbar den schweizerischen Kantonal- oder den deutschen Landesregierungen.

Ob dieser Vorschlag nur an der damaligen Opposition des oberelsässischen Generalratspräsidenten Goerg und anschließend der seines Nachfolgers Büttner scheiterte, mag dahingestellt bleiben. Ganz gewiß stand dahinter auch, wie ein grauer Nebel, die prinzipielle Opposition des französischen Zentralstaats.

Aber die Zeiten ändern sich, die Geister werden geschmeidiger. Selbst Adrien Zeller hat sich eines besseren belehren lassen, nachdem die Raffarin-Reform den Départements neue Kompetenzen zugesprochen hatte, statt die Region zu stärken. Im Oktober 2006 erklärte sich das „Institut für die Dezentralisierung“, in dem Adrien Zeller die Stelle eines Copräsidenten innehat, für die Aufhebung der Departements und die Einrichtung einer verantwortlichen Regierung für die Region.

Mittlerweile hat sich auch der CESA (Wirtschafts- und Sozialrat des Elsaß) eingeschaltet, der bereits im Jahr 2003 eine Arbeitsgruppe gebildet hatte, mit dem Auftrag, das Problem einer „öffentlichen Regierung“ im Elsaß unter die Lupe zu nehmen. Ende Mai 2007 sprach sich diese Arbeitsgruppe nun klar und deutlich dafür aus, eine einzige Verwaltungsinstanz im Elsaß zu schaffen, für eben diesen „Elsaßrat“.

Die CESA-Arbeitsgruppe wirft der gegenwärtigen, in drei Instanzen, zwei Generalräte und einen Regionalrat zersplitterten Regionalverwaltung schwere Versäumnisse vor: Verstrickung der auf konkurrierende Instanzen verteilten Verantwortung, Überlagerung der Entscheidungen, fehlende Koordinierung der Ausführungsprozeduren, Kostensteigerung, schlechte Verwaltung und anderes mehr, das daraus folgt. Wenn auch der CESA keine Macht besitzt und keine Entscheidungen treffen kann, seine Ansicht kann nicht einfach übergangen werden. Nachdem er das Fiasko des Raffarinschen Experiments sachlich analysiert hat, schlägt der CESA in einer Stellungnahme vom 4. Juni zur Besserung der Lage vor, eine einzige, mit regionalen Befugnissen ausgestattete Lokalkollektivität zu schaffen, die vom Elsaßrat unterstützt werde, bestehend aus gewählten Mitgliedern, unter Berücksichtigung auf die verschiedenen Kreise und auf die Bevölkerung. Damit ist allerdings der „Elsaßrat“ noch nicht geschaffen, um so mehr, als Adrien Zeller unterdessen seine Ansicht wieder, wenn nicht geändert, so doch nuanciert und anders akzentuiert hat. Wie heißt es doch im „Hans im Schnokeloch“?

Zum Glück ist der Präsident der obengenannten Kommission, die das Projekt ausgearbeitet hat, sehr entschlossen, diese für die Zukunft des Elsaß so wichtige Debatte weiterzuführen. In einer Stellungnahme betonte er, daß die poltisch für Entscheidungen Verantwortlichen die „ausgeführte Arbeit nicht ignorieren können und die Bürgerinitiative es nicht dulden wird, daß dieses Projekt einmal mehr ad acta gelegt wird.“ Die nahe Zukunft wird uns zeigen, wie es darum steht.

Gabriel Andres

Der Bilinguismus, den ich meine

Bezeichnen wir ihn doch lieber mit seinem guten und gut verständlichen deutsch-alemannischen Namen: Zweisprachigkeit! Sie ist in eine Sackgasse geraten, auch wenn die Verantwortlichen anderes behaupten (siehe DNA vom 25. März 2007).

Allerdings haben sich unsere Gewählten zu Wort gemeldet: „Für die Verteidiger der Zweisprachigkeit in der Schule bedeutet das Erlernen des Deutschen nicht etwa Folklore, sondern es entspricht der wirtschaftlichen Notwendigkeit in einer Grenzregion.“

Über den Begriff „Grenzregion“ könnte man uferlos diskutieren, doch hätte das Sinn? Schon am 15. März 2007 hatten sich neun Verantwortliche aus der Wirtschaft der Region an die Kandidaten der Präsidentschaftswahlen gewandt, um ihnen ein Versprechen bezüglich des Deutschunterrichts abzuringen. Der Präsident der regionalen Industrie- und Handelskammer hatte energisch betont: „Der Rückgang des Deutschunterrichts und der Kompetenz der Elsässer in dieser Sprache bedeutet für die elsässische Wirtschaft eine große Gefahr.“

Die Unterzeichner des Offenen Briefes an die obengenannten Präsidentschaftskandidaten sind der Ansicht, daß mindestens 50 Prozent der Berufstätigen im Elsaß die deutsche Sprache beherrschen müssen. „In der Tat bestärkt die deutsch-farnzösische Zweisprachigkeit das Bild des Elsaß in der Welt und gibt ihm Trümpfe in die Hand im Konkurrenzkampf der Wirtschaft.“ Seit dem Jahr 2001 hat allein der Kanton Basel 2 500 elsässische Arbeitnehmer abweisen müssen, die durch ebensoviel Badenser ersetzt wurden, weil die elsässischen Bewerber in ihrer sprachlichen Fähigkeit nicht den Anforderungen genügten! Im Kanton Basel ist eben Französisch nicht sehr gefragt!

Große Achtung muß den Urhebern dieser Petition gelten, vorab André Klain, dem ehemaligen Generaldirektor des elsässischen Instituts für die wirtschaftliche Entwicklung. Was ich jedoch vermisse, ist der Hinweis auf die ethische Bedeutung der deutsch-alemannischen Sprache für die Elsässer und deren Selbstbewußtheit.

In dieser Sprache haben sie, ob ka-

tholisch oder evangelisch, beten gelernt; in dieser Sprache hat sich eine – ihre – Kultur entwickelt, von Otfried von Weißenburg bis Claude Vigée, in den Fachwerkhäusern oder im Straßburger Münster! Napoleon hatte wohl recht, als er zu seinen Offizieren sagte: „Laßt sie nur deutsch reden, wenn sie französisch säbeln!“

Mich erschüttert zutiefst, daß in unserem Sprachenkampf bei manchen Verteidigern unserer Muttersprache dieses ethische Element völlig fehlt und nur das Argument der Nützlichkeit gelten soll. Haben sie denn alle, wie sie auch heißen mögen – ein französischer Name wird sich schwerlich darunter finden lassen – ihren Geburtsschein verloren? Oder, wie man bei uns so schön sagt, verschluckt? Warum heißt man hier Klein und nicht Petit, warum Büttner und nicht Cuvelier, warum Zeller und nicht Celuilà? Sind das nicht feste Bande, die uns mit unserer Vergangenheit verbinden und nicht nur die Möglichkeit bieten, in Basel oder Freiburg arbeiten zu können? Weshalb wählt das Elsaß Parteien, die von Tradition reden und die Tradition des Elsaß mißachten?

Wir waren von jeher und sind es immer noch – für wie lange? – ein deutschalemannisches Land und wollen es bleiben, selbst in der französischen, alleinseligmachenden Republik, und ihr zum Trotz im Europa von morgen.

Gabriel Andres

Langue Étrangère

Dreimal sieben Fremdsprachen
werden gelehrt
an der Straßburger Universität
faculté des langues
littératures et civilisations
étrangères

dreimal sieben Fremdsprachen
Deutsch ist auch dabei
und selbst noch
Elsässerdeutsch

Meine Sprache ist fremd
im eigenen Land

Adrien Finck
(1930 – 2008)

Der Staat kneift

Wo bleibt der deutschsprachige Unterricht?

Ob man es nun wahrhaben will oder nicht, der zweisprachige paritätische Unterricht ist bei uns im Elsaß im Rückgang. Und das, obwohl Eltern schulpflichtiger Kinder diesen Unterricht, verbunden mit kontinuierlicher Pädagogik vom Kindergarten bis zur Universität, mit immer stärkerem Nachdruck verlangen. Dabei fordern die Eltern nur eines ihrer von diesem Staat durch den Staatsvertrag garantierten Rechte. Und der Staat weigert sich in ungesetzlicher und undemokratischer Weise weiterhin, diesem Recht Genüge zu tun.

In dieser Hinsicht war der Juni (2007) besonders bezeichnend, der üblicherweise nicht nur das Ende des alten Schuljahres mit sich bringt, sondern auch die Vorbereitung des nächsten Schuljahres. Bezeichnend nicht nur wegen des etwas spät entfachten, nun aber doch immer reger werdenden Interesses unserer Gewählten an diesem lebenswichtigen Problem. Generalratspräsident Richert sprach den Unterrichtsminister wegen des fehlenden deutschsprachigen Unterrichts an und wies auf die Möglichkeit hin, einen Teil der im übrigen Frankreich zur Zeit nicht beschäftigten Deutschlehrer ins Elsaß abzustellen, um den hiesigen Bedarf zu decken. Ob der Minister diesem Vorschlag folgen wird, ist eine andere Frage, da Paris und seine Technokraten diesen zweisprachigen, paritätischen Unterricht immer noch, bewußt und unberechtigt, sabotieren, weil er eigentlich gegen ihren Willen der Schulbehörde von einigen beherzten Leuten aufgezwungen worden ist.

Am 29. Juni 2007 demonstrierten etwa 80 Schülereltern und Befürworter des zweisprachigen Unterrichts vor dem Sitz des Regionalrats gegen die vorgesehene Verringerung dieses Unterrichts, wie es die neue Sprachcharta vorsieht, die zwischen Staat und Region ausgehandelt worden war. Diese Charta soll den zweisprachigen Unterricht im Elsaß bis zum Jahr 2013 festlegen. Nach Ansicht der Schülereltern sind die Satzungen der Charta unzureichend. Ungeachtet aller Proteste wurde im Regionalrat über die neue Fassung der Charta abgestimmt; sie wurde mit 26 Jastimmen angenommen, den zahlreichen Stimmen zum Trotz, die eingewandt hatten, die Bestimmungen der Charta seien ungenügend, sie ignorierten die Bedürfnisse der Region.

In der Sitzung des Regionalrats hatten die Regionalräte der Linken neue Verhandlungen verlangt; mit dem Argument, viele Unternehmer hätten größte Mühe, deutschsprachige Angestellte zu finden. Im Klartext heißt das, daß eine Reihe von Arbeitnehmern keine Arbeit finden können, da sie nicht genügend oder gar kein Deutsch beherrschen. Aber es heißt auch, daß die Unternehmen, die keine deutschsprechenden Angestellten finden, im Konkurrenzkampf mit etwaigen deutschen Unternehmen den Kürzeren ziehen.

Das ist von großem Nachteil für unsere Region, die Lage ist sehr schlimm, beeindruckt allem Anschein nach die Pariser Technokraten überhaupt nicht. Henri Goetschy, ehemaliger Präsident des Generalrats, wohnte der erwähnten Sitzung bei und verließ das Haus des Regionalrats mit dem Seufzer „Armes Elsaß, arme Kinder!“.

Der Streit um die Zweisprachigkeit des Elsaß spitzt sich langsam zu. Natürlich in erster Linie, weil der farnzösische Staat auch weiterhin seine Verpflichtungen und Versprechungen gewissenlos in den Wind schlägt. Aber doch auch deshalb, weil die elsaßlothringich Bevölkerung endlich gemerkt hat – il n’est jamais trop tard pour bien faire –, daß die Vernichtung ihrer Muttersprache für sie und ihre Nachkommen nicht nur einer kulturellen, sondern auch einer wirtschaftlichen Katastrophe gleichkommt.

Ein neuer Konflikt entstand kurz vor Schulbeginn in Barr, wobei es um die Erhaltung des paritätischen deutsch-französischen zweisprachigen Unterrichts beim Übergang vom Collège zum Lyzeum geht. Falls die Lyzeaner aus Barr diesen Unterricht auch weiterhin genießen wollen, müssen sie nach Molsheim wechseln, wo der entsprechende Unterricht auch am Lyzeum angeboten wird. Für die Familien der Betroffenen bedeutet das eine erhebliche Umstellung.

Odile Ullrich-Mallet, Präsidentin der Elternvereinigung APEPA äußert sich sehr entschieden: „Es ist ein Schlamassel, ein pädagogisches Massa-

ker, ein Verrat des nationalen Unterrichtswesens!“ Deshalb wandten sich die Eltern der Schüler und die APEPA an das Verwaltungsgericht.
Das Rektorat, die regionale staatliche Schulaufsicht, weigerte sich, den paritätischen Unterricht am Lyzeum in Barr einzuführen, ohne dafür triftige Gründe anführen zu können. Als Grund wurde lediglich genannt, man habe in Barr den Unterricht für das neue Schuljahr so vorbereitet, „daß dieser Unterricht nicht möglich ist“. Das angefochtene Ergebnis begründete sich mit sich selbst. Dabei beweist dieses fadenscheinige Argument, daß der Unterricht besagten Schuljahres von vornherein so vorbereitet worden war, daß der paritätische Unterricht unmöglich gemacht wurde.
Die Elternvereinigung ist dagegen der Ansicht, die Voraussetzungen für den paritätischen deutsch-französischen zweisprachigen Unterricht bis zum Baccalaureat (Abitur) seien vorhanden, was den schlechten Willen des Rektorats in ein grelles Licht stelle. Das Rektorat dagegen verschanzt sich hinter Einwänden, von denen der lauteste besagt, im Collège und im Lyzeum müßten die in der Volksschule eingeführten Gegebenheiten exakt weitergeführt werden, statt zur Parität der beiden Sprachen zu wechseln.
In Anbetracht der von 2000 bis 2007, also auch für den Schuljahresbeginn für 2007/2008, gültigen Sprachcharta ist dieses Argument aber hinfällig, denn die Charta sieht auch für das Lyzeum paritätischen deutsch-französischen Unterricht vor. Nach Meinung der Eltern wären in Barr auch genügend Lehrkräfte vorhanden, um diesen Unterricht am Lyzeum zu garantieren.
Merkwürdigerweise gab das Gericht dem Rektorat recht, so daß der paritätische deutsch-französische Unterricht, der seit 12 Jahren besteht, genau in dem Augenblick ausfällt, der für die Bildung der Kinder zwischen 13 und 15 Jahren besonders wichtig ist.
Das Kernproblem des schulischen Aspekts der elsaß-lothringischen Sprachenfrage ist noch viel gewichtiger. Gewiß, es handelt sich um das Erlernen einer zweiten Umgangssprache neben der französischen. Aber diese zweite Sprache ist hierzulande nicht irgendeine Fremdsprache, sondern die Muttersprache der Elsässer und Mosellaner, also auch die ihrer Schulkinder. Zwar sprechen sie nicht Hochdeutsch miteinander, sondern den elsässisch-alemannischen oder den mosellanisch-fränkischen Dialekt, aber die Dialekte und die daraus entwickelte Schriftsprache sind zwei Bereiche der einen Muttersprache.
In diesem Punkt offenbart sich die Niederträchtigkeit des französischen Schulwesens, das das Weiterbestehen dieser Muttersprache einfach nicht anerkennen, noch viel weniger fördern will. Trotz anderslauternder Grundsätze in der französischen Verfassung und in der Sprachencharta der EU, wo dergleichen schwarz auf weiß steht, von der Politik der Pariser Zentrale aber als bloße Deklamation betrachtet wird. Mit diesem Staat und mit seiner regionalen Politik werden wir nie einverstanden sein!

Gabriel Andres

Er isch so lieslig vun uns gange...

Der Elsässische Poet Adrien Finck

Ein erfülltes Leben ist zu Ende gegangen. Im Juni 2008 ist der Germanist und Schriftsteller Adrien Finck verstorben.
Geboren wurde er 1930 in Hagenbach (Sundgau) als Sohn einer Bauernfamilie. Nach dem Schulbesuch in Altkirch und Mülhausen studierte er Germanistik in Straßburg und Paris, wurde mit einer Arbeit über den Dichter Georg Trakl promoviert und wirkte danach als Assisten und ab 1973 als Professor für deutsche Literatur an der Universität Straßburg. Daneben war er u. a. Vizepräsident des elsässischen und lothringischen Schriftstellerverbandes, Mitglied der Académie d’Alsace und der Deutschen Akademie für Sprache und Dichtung in Darmstadt, Vorsitzender des Internationalen Trakl-Forums in Salzburg, Mitglied des Redaktionskomitees der Zeitschrift „Recherches Germaniques“, Direktor der „Revue Alsacienne de Littérature“ und einer der Väter des Unterrichtsfaches „Langue et Culture Régionale“.
Er veröffentlichte u. a. „Verwurzelung und Weltbürgertum“. Das Werk des elsässischen Dichters Louis Edouard Schaeffer (1980), „Introduction à l’œuvre de René Schickele“ (1983), „Die deutschsprachige Gegenwartsliteratur im Elsaß“ (1987) sowie die Anthologien: „Nachrichten aus dem Elsaß I“ (1977), „Nachrichten aus dem Elsaß II“ (1978) und „Neue Nachrichten aus dem Elsaß“ (1984).
Daneben verfaßte er eigene Gedichtsammlungen in elsässischer Mundart, auf deutsch und französisch, wie „Mülmüsik“ (1980) oder „Handschrift“ (1988).
Adrien Finck war Inhaber der folgenden Auszeichnungen: Straßburg-Preis 1974, Preis der J. E. Drexel-Stiftung Nürnberg 1974, Oberrheinischer Kulturpreis Basel !983 Officier des Palmes Académiques 1987, Bundesverdienstkreuz 1990, Johann-Peter-Hebel-Preis des Landes Baden-Württemberg 1992.
Auf der Jahresversammlung der Erwin-von-Steinbach-Stiftung und der Gesellschaft der Freunde und Förderer der Erwin-von-Steinbach-Stiftung am 15. Juni 1986 in Eppingen las Finck aus seinem Werk: Der Sprachlose (2. Auflage, 1986, mit Zeichnungen von Tomi Ungerer) vor.
Es ist die Geschichte eines jungen elsässischen Dichters, der sich mit seiner Familie freute, als das Elsaß 1945 wieder französisch wurde, der aber sterben mußte, weil er keine Sprache hatte.
Unter dem Titel „Gedichte/Poèmes“ erschien 1992 eine Auswahl von älteren und neueren Gedichten Adrien Fincks mit Bildern von Camille Claus. Diesem Sammelband ist der folgende Texte entnommen:

Heimat

Michel Ertz gewidmet

Wenn wir wieder
hinwollen wo wir herkommen
haben wir wieder
Heimat

Das aber ist der schwerste Weg.

amg

Zur heutigen Lage des elsässischen Dialekts

„Die Geiß wird zur Chèvre“ ist die Überschrift eines Artikels in der „Frankfurter Allgemeinen Zeitung“ vom 5. August 2008, in dem die Autorin Florentine Fritzen der Frage nach den Überlebensaussichten des elsässischen Dialekts nachgeht. Sie kommt zu dem Schluß: „Das Elsässerdeutsch stirbt aus. Ein paar Junge versuchen, die Mundart zu lernen. Aber die Alten wollen sie nicht weitergeben. So wird der Dialekt langsam zur Folklore.“ Nur vier bis fünf Prozent der unter Zehnjährigen im Departement Bas-Rhin sprechen ihn noch; im Haut-Rhin ist es sogar nur noch ein Prozent. Mit der kürzlichen Aufnahme der Regionalsprachen in die französische Verfassung habe nun auch das Elsässische einen sehr schönen Grabstein bekommen.

Die Journalistin sprach mit Yves Bur, dem Abgeordneten der Präsidentenpartei UMP in der Pariser Nationalversammlung und Bürgermeister von Lingolsheim bei Straßburg, sowie mit Arnaud Serafyn, dem Vorsitzenden des 1999 gegründeten Straßburger Vereins „Junge fers Elsassische“ und mit François Schaffner, dem Präsidenten der Vereinigung „Culture et Bilinguisme d’Alsace et de Moselle/René Schickele-Gesellschaft“.

Der 1951 geborene Yves Bur, der erst in der école maternelle die Nationalsprache lernte und mit seinen Verwandten Dialekt redet, sprach bei dem Interview im Rathaus von Lingolsheim fast nur französisch. Er findet es normal, daß die Mundart ausstirbt. Auch die Tatsache, daß die Regionalsprachen nun erstmals in die revidierte Verfassung Frankreichs aufgenommen wurden, werde daran nichts ändern.

Mit Arnaud Serafyn und zwei weiteren Vertretern des Vereins „Junge fers Elsassische“ kam Frau Fritzen in dem Straßburger Bierlokal „Académie de la Bière“ zusammen. Auch sie sprachen überwiegend französisch. Arnaud Serafyn, Jahrgang 1983, erklärte, die Großeltern hätten den Eltern in den fünfziger und den sechziger Jahren verboten, den Dialekt zu benutzen, damit aus den Kindern einmal etwas werde. Die Mundart erlernte er vor ein paar Jahren in Sprachkursen des Vereins, dessen Vorsitzender er jetzt ist. Zu den Kursteilnehmern zählten vor allem auch Austausch-Studenten aus Kanada und Brasilien, die von dieser Möglichkeit Gebrauch machten, „weil es ein bisschen folklorig ist“. Mit seinen Kindern wird Serafyn einmal französisch sprechen.

François Schaffner, Jahrgang 1946, empfing Frau Fritzen im Büro der 1 100 Mitglieder zählenden Schickle-Gesellschaft auf dem Straßburger Boulevard de la Victoire/Niklausring. Er sprach deutsch mit ihr, hofft, daß jetzt mit dem Argument des Verfassungsranges der Regionalsprachen mehr Forderungen gestellt werden können. Vor allem Schulgesetze müßten her. Drei Stunden Deutsch pro Woche reichten nicht aus in einer Gegend, die frankophon geworden sei. Der Reichtum der Region hänge davon ab, daß die Elsässer Deutsch könnten. Immer weniger Elsässer pendelten zur Arbeit nach Deutschland und in die Schweiz.

Soweit der Bericht aus der FAZ. Die heutige Lage hat die Verfasserin im großen und ganzen wohl richtig gesehen. Leider wurde nicht ausführlicher auf die Arbeit der Schickele-Gesellschaft eingegangen. Diese Vereinigung kann in diesem Jahr ihr vierzigjähriges Bestehen feiern. Von ihrer im Juni 1968 erschienenen Broschüre „Notre Avenir est bilingue“/Zweisprachig: Unsere Zukunft“ wurden 22 000 Exemplare verkauft. In seinem Vorwort schrieb der Nobelpreisträger Alfred Kastler u. a.: „Zur Zeit hat ein junger Schüler in Bordeaux mehr Aussicht, ordentlich deutsch sprechen zu lernen, als ein Schüler in Strassburg. Dauert diese Situation an – zu einer Stunde, da Europa sich im Aufbau befindet und die Kenntnis der europäischen Sprachen für viele der Jungen eine berufliche Notwendigkeit wird – wird der junge Elsässer nicht nur kulturell in den Rückstand kommen, er wird auch wirtschaftlich geschädigt sein. Sollte die Bindung an die Heimat, an die Traditionen in Quebec eine Tugend – im Elsass aber ein Vergehen sein? “ Damit war an einem Tabu gerüttelt.

Neben der Schickele-Gesellschaft gibt es mehrere weitere Verbände, die sich nach Kräften für die Erhaltung der Muttersprache einsetzen. Seit 2002 organisiert die Vereinigung „E Friejohr fer unseri Sproch“ jedes Jahr das ganze Frühjahr hindurch im Elsaß über 500 Veranstaltungen in der Mundart: Theateraufführungen, auch von Kindergruppen, Vorträge, Dichterlesungen, Konzerte, Museumsführungen und Burgenbesichtigungen, Kinderfeste, katholische und evangelische Gottesdienste, sogar ein Passionsspiel. In Anwesenheit des Präsidenten des Generalrats Adrien Zeller, des Bürgermeisters von Schlettstadt Marcel Bauer und des Präsidenten von „E Friejohr fer unseri Sproch“, Bernard Deck, fand die Eröffnung des elsässischen Frühjahrsfestes in diesem Jahr am 8. März in Schlettstadt statt. Dabei waren u. a. die Kinder-Theatergruppe „Schlettstader Sterickle“ und die junge Liedermacherin Isabelle Grussenmeyer zu hören und zu sehen. Am 24. Mai 2008 ehrte Bernard Deck dann in Schlettstadt die Preisträger, darunter vier Jugendgruppen und 25 Einzelpersonen.

Auch die Vereinigung „Heimetsproch un Tradition“ (über 200 Mitglieder) setzt sich unentwegt für die Muttersprache ein. Sie unterhält Dialektstammtische, unterstützt zweisprachige Klassen und gibt einen Adventskalender in 10 000 Exemplaren heraus. Ihre dreisprachige Zeitschrift „D’Heimet zwischen Rhin un Vogese“ erscheint fünfmal im Jahr. In diesem Zusammenhang darf auch die Straßburger katholische Wochenzeitung „L’ami au peuple hebdo“ nicht vergessen werden, deren Direktor Bernard Deck ist. Sie feiert in diesem Jahr ihr 150jähriges Bestehen.

Unter der Rubrik „Mach mit, wir lernen Deutsch“ bringt sie in jeder Nummer einen längeren Beitrag für Kinder. Die Linguistin Danielle Crévenat-Werner stellt jede Woche elsässische Wörter vor und erklärt ausführlich deren Bedeutung.

In der Überzeugung, daß sich restlos alles auf elsässisch in Wort und Schrift ausdrücken läßt, bringt die Liedermacherin Isabelle Grussenmeyer einmal im Monat ein Gespräch zwischen zwei jungen Studierenden, in dem es auch um Mobiltelefon- und Examensprobleme geht.

Am 18. Mai 2008 berichtete „L’ami hebdo“ über ein Theaterfest in Kötzingen (Sundgau), bei dem rund hundert junge Schauspieler elsässische Einakter, vor allem von Freddy Willenbucher und Yves Bisch, aufführten, und kommt zu dem Ergebnis. „Non, l’alsacien n’est pas mort“ (Nein, der elsässische Dialekt ist nicht tot).

Möge er noch lange leben! amg

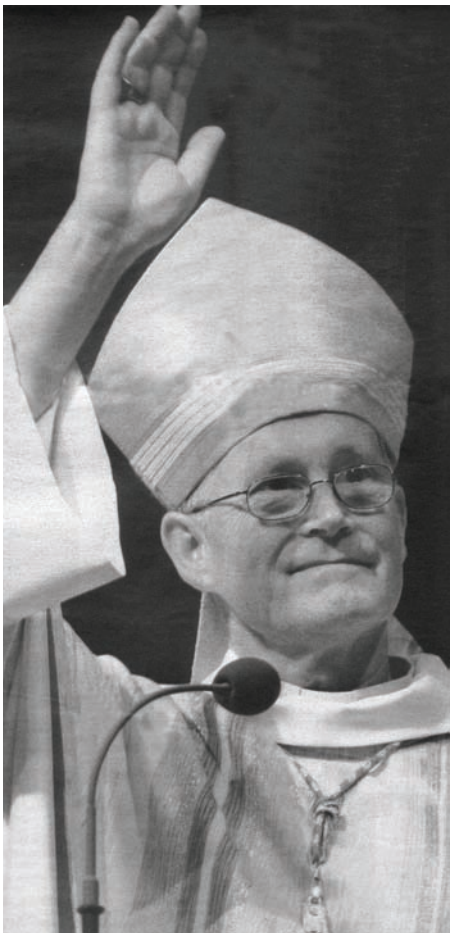
Die große Ausnahme

Staatliche Bischofsernennung in Straßburg und Metz

Die im Jahr 2007 erfolgte Neubesetzung des Straßburger erzbischöflichen Stuhles mit dem bisherigen Weihbischof Jean-Pierre Grallet lenkt den Blick auf die rechtlichen Grundlagen für die Besetzung dieses und des Metzer bischöflichen Stuhles. Die rechtlichen Verhältnisse sollen im folgenden auf der Grundlage eines Aufsatzes des Straßburger Kanonisten René Metz (veröffentlicht in der Zeitschrift „Revue des sciences religieuses“, Band 60 [1986]) dargestellt werden.

In den vergangenen Jahrhunderten lief bei den meisten Konkordatsverhandlungen eine der hauptsächlichen Forderungen der staatlichen Seite darauf hinaus, die Besetzung der Bischofsstühle in die Hand zu bekommen. Der französische König erhielt von Papst Leo X. im Konkordat von 1516 das Recht, für alle Bischofssitze des damaligen Königreiches die Person des Inhabers auszuwählen und sie dem Papste zu nominieren. Dieser mußte dem Nominierten dann den bischöflichen Stuhl tatsächlich übertragen. Auch für die Diözesen, die im Zuge der Expansion Frankreichs dem Königreich nach 1516 angeschlossen wurden, gewährte der Papst dem König dieses Recht. Nur bezüglich der Diözese Straßburgs verweigerte er dem roi très-chrétien trotz aller Bemühungen von dessen Seite das Recht: bis 1789 wurde der Straßburger Bischof vom Domkapitel gewählt. Erst das Konkordat, das der Erste Konsul der Französischen Republik, Napoléon Bonaparte, 1802 mit Pius VII abschloß, unterwarf auch das Bistum Straßburg wie alle Bistümer in der Republik dem Nominationsrecht des Staatsoberhaupts. Auch anderen Staatsoberhäuptern stand ein solches Recht zu, z. B. dem König von Spanien (bis 1931). Im Jahre 1975 erfreuten sich aber nur noch fünf Staatsoberhäupter eines solchen Vorzugs: der Präsident von Haiti (seit 1860), der Präsident von Peru (seit 1875), soweit katholischen Bekenntnisses, das spanische Staatsoberhaupt (seit 1941/1953), der Fürst von Monaco (seit 1887) und der Präsident der Französischen Republik, letzterer aber nur in bezug auf die Bistümer Straßburg und Metz. Inhaltlich am weitesten ging die Befugnis des Präsidenten in Haiti, Peru und Frankreich

Nach Artikel 5 des Konkordats von 1801 stand die Nomination der Bischöfe in Frankreich dem Ersten Konsul und dessen Nachfolgern zu. Nachdem die Departements Haut-Rhin, Bas-Rhin und Moselle durch-



Seit 2007 Erzbischof von Straßburg: Jean-Pierre Grallet

den Friedensvertrag von Frankfurt (10. Mai 1871) ans Deutsche Reich abgetreten worden waren – die Grenzen der Bistümer Straßburg und Metz wurden bald danach an die zwischen der Französischen Republik und dem Deutschen Reich bestehende Staatsgrenze angepaßt, so daß kein französischer Bischof mehr Jurisdiktionsrechte auf deutschem Boden, die Bischöfe von Metz und Straßburg keine mehr auf französischem Staatsgebiet hatten –, behielt das Deutsche Reich im Einvernehmen mit dem Heiligen Stuhl diese Regelung bei. Nun sah das Konkordat von 1801 in seinem Artikel 17 jedoch vor, daß im Falle, daß einer der Nachfolger des Ersten Konsuls nicht katholisch sei, für die Bischofsernennungen eine neue Vereinbarung zu schließen sei. Der Deutsche Kaiser, Rechtsnachfolger des französischen Staatsoberhaupts, war Protestant. Ein Recht, die Bischöfe von Metz und von Straßburg zu nominieren, kam ihm also nicht zu. Dies zeigte sich sehr deutlich, als sich Papst Leo XIII. nach dem 1899 erfolgten Tode des Metzer Bischofs Fleck dem Wunsch der Reichsleitung erfolgreich verweigerte, den Straßburger Weihbischof Zorn von Bulach zum Bischof von Metz zu ernennen. Wäre Kaiser Wilhelm II. Katholik geworden, hätte er den Wunschkandidaten der Reichsleitung dem Papste nominieren können und hätte dieser ihn ernennen müssen. Da beiden Seiten vermittelbar, wurde aufgrund einer Anregung des Breslauer Fürstbischofs Kardinal Kopp dann 1901 Willibrord Benzler zum Metzer Bischof ernannt.

Die weltliche Seite wahrte sich nach 1871 allerdings insofern ein gewisses Mitspracherecht, als der Kaiser nach der Veröffentlichung der päpstlichen Ernennungsbulle den Erwählten durch ein Dekret zu ermächtigen pflegte, die päpstliche Ernennung anzunehmen. So wurde zum Beispiel 1891 bei der Berufung von Adolf Fritzen auf den Straßburger Stuhl verfahren. Die Rechtslage des Konkordats überlebte somit im Gebiet des Reichslandes Elsaß-Lothringen, wohingegen das Konkordat in der Französischen Republik 1905 zwar nicht förmlich gekündigt, doch formell als Staatsgesetz aufgehoben wurde. Auch nachdem das bisherige Reichsland Elsaß-Lothringen 1919 in das seit 1905 – bis heute – laizistische Frankreich einverleibt worden war, blieben aufgrund des Widerstandes der Elsässer und der Deutsch-Lothringer die staatskirchenrechtlichen Verhältnisse dort unangetastet. Das erkannte Frankreich mit dem Gesetz vom 1. Juni 1924 an.

Die katholische Kirche versuchte nach dem 2. Vatikanischen Konzil, die fünf genannten Staaten zum Verzicht auf ihr Vorrecht zu bewegen. Das gelang gegenüber Spanien 1976, gegenüber Peru 1980, gegenüber Monaco 1981, gegenüber Haiti 1984. Teilweise mußte der Vatikan im Gegenzug dem be-

treffenden Staat einen gewissen Ausgleich schaffen. So verzichtete der Papst gegenüber dem spanischen Staat auf durch das Konkordat von 1953 begründete Vorrechte des Klerus in gerichtlichen Verfahren, und in Monaco wurde das Bistum zum Erzbistum erhoben (was den Papst wenig kostete). In Haiti dagegen mußte der Heilige Stuhl für den Verzicht des Präsidenten nichts Neues zugestehen, nichts, was nicht schon die bisherige Rechtslage beinhaltet hätte.

Doch bei keinem der französischen Präsidenten von de Gaulle bis Chirac konnte der Vatikan einen Erfolg für sich buchen. Nun wird von Verfechtern der starren Haltung Frankreichs als Grund für diese Unnachgiebigkeit die Sorge genannt, ein Zugeständnis Frankreichs könne die Gesamtheit der sogenannten konkordatären Gesetzgebung, die ja nicht nur die katholische Kirche, sondern alle christlichen Kirchen und die israelitische Gemeinschaft betreffe, ins Wanken bringen. Der Heilige Stuhl hat 1966 versucht, für die Diözese Metz einen Weihbischof zu ernennen, ohne den französischen Staat einzuschalten. Er hielt sich für dazu berechtigt, da das Konkordat von 1801 über die Ernennung von Weihbischöfen nichts verlautet und lediglich ein kaiserliches Dekret aus dem Jahre 1808, also ein einseitiger Rechtsakt, der für den Vatikan niemals vorhanden war, dem französischen Staat auch hierbei eine starke Befugnis zuspricht. Selbst dieser vatikanische Vorstoß blieb ein Einzelfall. Die Befürworter des jetzigen Zustandes geben vor, durch einen Verzicht des französischen Staates auf sein Vorrecht in den Bistümern Straßburg und Metz könne das zerbrechliche staatskirchenrechtliche Gleichgewicht in Elsaß-Lothringen, das nicht allein die katholische Kirche angehe, gefährdet werden. Außerdem habe keiner der Staaten, die in jüngster Zeit auf das Recht der Bischofsnomination verzichtet habe, dies ohne Gegenleistung von seiten des Heiligen Stuhles und immer erst nach langen Verhandlungen getan. Die politischen Verhältnisse Frankreichs seien jedoch kein geeigneter Boden für solche Verhandlungen. Wie oben jedoch gezeigt worden ist, hat es zumindest im Falle Monacos und Haitis keine Zugeständnisse von seiten des Papstes gegeben. Und auch die Verhandlungen, die der neuen Regelung vorausgingen, waren im Falle dieser beiden Staaten offensichtlich weder hart noch langwierig. Im Falle Spaniens mögen sie schwierig gewesen sein, doch keineswegs langwierig, wurde der Vertrag, womit das spanische Konkordat von 1953 geändert wurde, doch nur ein gutes halbes Jahr nach Francos Tod unterzeichnet. In Peru wurde 1980 das gesamte Verhältnis von Kirche und Staat auf eine neue Grundlage gestellt, und zwar im Sinne der Trennung.

Von großer Bedeutung wäre die Frage, ob jemals einer der französischen Präsidenten der Jahrzehnte zwischen 1871 und 1905 und der Zeit seit 1919 Akatholik, d. h. entweder Reformierter oder offenkundiger Atheist, gewesen ist und ob in diesem Falle der Heilige Stuhl, auf Artikel 17 des Konkordats von 1801 gestützt, gewagt hat, diesem das Recht zu bestreiten, die Bischöfe der französischen Bistümer (vor 1905) bzw. der Bistümer Metz und Straßburg (nach 1919) zu nominieren. Darüber äußert sich der obengenannte Aufsatz von René Metz nicht. Offensichtlich ist der Vatikan bereit, bei allen französischen Präsidenten katholisches Bekenntnis zu unterstellen.

Die Argumente der Befürworter des für die Bistümer Straßburg und Metz geltenden Rechtsstandes dürften nicht sonderlich überzeugend sein. Warum sollte in Frankreich unmöglich sein, was anderswo ohne große Schwierigkeiten gelungen ist? Das staatskirchenrechtliche Gleichgewicht, die „législation concordataire“, in Elsaß-Lothringen würde durch die Streichung des Artikels 5 des Konkordats nicht ins Wanken geraten. Sollte das Bemühen, dem französischen Staat, der doch seinen „heiligsten“ Grundsätzen nach auf Laizität und auf Trennung von Kirche und Staat angelegt ist, ausgerechnet in diesen beiden Bistümern die personelle Auswahl der Bischöfe zu sichern, nicht in Wirklichkeit einen ganz anderen Grund haben, den man jedoch nicht gerne an die große Glocke hängt?

rb

Lothringische Redewendung

Hònn mer alles gèss, was mer bezahlt hònn?
(Haben wir alles gegessen, was wir bezahlt haben?)

IMPRESSUM

DER WESTEN

ISSN 0179-6100

Herausgeber:
Arbeitsgemeinschaft „Der Westen“, bestehend aus der Gesellschaft der Freunde und Förderer der Erwin-von-Steinbach - Stiftung (hervorgegangen aus dem Bund der Elsässer und Lothringer e.V. und dem Bund Vertriebener aus Elsaß - Lothringen und den Weststaaten e.V.) sowie der Erwin-von-Steinbach - Stiftung

Geschäftsstelle:
Oda Ertz,
Reuchlinstraße 14b,
75015 Bretten, Deutschland
Telefon: (0 72 52) 77 93 67
E-Post: oda.ertz@gmx.de

Sonderkonto:
Gesellschaft der Freunde und Förderer der Erwin-von-Steinbach-Stiftung e. V.,
Sparkasse Kraichgau
Kontonummer: 17 37 10 06
BLZ: 66 35 00 36

Verantwortlich für den redaktionellen Inhalt:
Dr. Rolf Sauerzapf

Vertrieb:
Oda Ertz

Grafik & Satz:
sdt Erfurt

Druck:
Turtschan und Gloria GbR,
Am Angerberg 5,
99094 Erfurt, Deutschland

Nachdruck nur mit Genehmigung des Herausgebers. Einsender von Manuskripten u.ä. erklären sich mit der redaktionellen Bearbeitung einverstanden. Keine Haftung für unverlangte Einsendungen. Alle Angaben ohne Gewähr. „Der Westen“ wird allen Mitgliedern ohne besondere Bezugsgebühr geliefert.

Papst und Kaiser treu und loyal ergeben

Ein Elsässer Bischof von Trier – Michael Felix Korum (1840–1921) Teil 2

Foto: J. Frier, Trier

Fortsetzung aus Heft 4/2006

Am 18. September 1881 stand Korum zum letzten Male auf der Kanzel des Straßburger Münsters, am 23. September zog er durch eine dichtgedrängte Menschenmenge feierlich in seine Bischofsstadt ein. Am 25. September fand im Dom im Beisein der Spitzen der Behörden, von 300 Priestern der Diözese und den weiten Dom bis zum letzten füllender Gläubiger die Inthronisation statt. Bei dem sich anschließenden Mahl brachte der Bischof den ersten Trinkspruch auf Papst und Kaiser, die „beiden Friedensfürsten", aus. Die nachfolgende Ansprache des Dompropsts Holzer nahm den Gedanken auf und unterstellte Korum die Absicht, dem Kaiser zu geben, was des Kaisers, und Gott, was Gottes sei. Holzer, der – ein seltener Fall für einen katholischen Prälaten – Mitglied des preußischen Abgeordnetenhauses für die freikonservative Partei war, hatte versucht, den Kaiser, bei dem er in hohem Ansehen stand, dazu zu bewegen, Korums Ernennung nicht zu bestätigen! Korum erwies sich in den folgenden Jahren als bedingungsloser Förderer der Zentrumspartei, später machte ihm manches in der Partei Kummer. Für die Politik Erzbergers mochte er sich später nicht erwärmen, und tief verletzt war er von der Leichtigkeit, mit der sich das Zentrum nach 1918 mit den neuen Staatsverhältnissen abfand. Doch angesichts des Drucks der kapitalistisch orientierten Entente und der Gefahr von seiten der bolschewistischen Propaganda hielt er dennoch auf Geschlossenheit und schleppte sich noch 1920 mit seinen Krücken an die Wahlurne, um der Zentrumspartei seine Stimme zu geben.

In seinem ersten Hirtenbrief unterstrich Korum die Worte des Apostels über den der Obrigkeit geschuldeten Gehorsam. Da und dort wurde beanstandet, daß Korum in dem Schreiben bemerkt hatte, seine Muttersprache sei das Französische, da – was zutreffend ist – dieser Hinweis doch durch nichts geboten gewesen sei. In Wickerschweier, seinem Geburtsort, wurde deutsch gesprochen, doch war Korum in jungen Jahren in das schon weitgehend französischsprachige Kolmar gekommen, und der durchgehend französischsprachige Gymnasialunterricht hatte ein Übriges getan. In seiner Familie wurden beide Sprachen verwendet.

Am 2. Oktober 1881 traf Korum den durch Trier reisenden Kronprinzen, von diesem zum Frühstück geladen, und konnte sich davon überzeugen, daß man in den höchsten Kreisen den Abbau des „Kulturkampfes" wünschte. Die Behörden kamen ihm auch bei der Übernahme seiner Amtsgeschäfte aufs wohlwollendste entgegen.

1883 konnte er für die verwaisten Pfarreien Hilfsgeistliche ernennen, 1886 öffneten sich die Tore des Seminars und des Konvikts wieder, 1887 konnte Korum in seinem Dome die ersten vier Priester weihen, 1889 wurde in Prüm ein zweites Konvikt eröffnet. Der Kulturkampf war abgebaut. 1887 fand zum zweiten Male in Trier die Katholikenversammlung (Katholikentag) statt. 1891 wurde die kostbarste Reliquie des Trierer Doms, der „Heilige Rock", der als der ungeteilte Rock Christi gilt, 44 Tage lang gezeigt. Zwei Millionen Pilger wallten während dieser Wochen in musterhafter Disziplin nach Trier, nicht allein aus der Diözese selbst, sondern auch aus angrenzenden Diözesen wie Straßburg und Metz. Daß es wegen dieser Heiltumsschau zu Auseinandersetzungen kam, brauchte niemanden zu verwundern, der sich an die jüngstvergangene Weisung des „Heiligen Rocks", die des Jahres 1844, erinnerte. Doch erreichten sie bei weitem nicht die Schärfe von damals, und insbesondere die preußischen Staatsbehörden erwiesen sich als völlig korrekt, ja wohlwollend. Der zwischen Staat und Kirche wiederhergestellte Friede wurde in Trier durch das Nebeneinander von päpstlichem Wappen, Reichsadler und Preußenadler versinnbildlicht.

Korum war ein streitbarer Kämpfer für das konfessionelle katholische Schulwesen; auch hier gab es manche Auseinandersetzung mit dem Staat, doch auch mit ebenso streitbaren Vertretern der protestantischen Sache. Im sogenannten Trierer Schulstreit mußte Korum auf Verlangen des Papstes, der hierbei vom Breslauer Fürstbischof Kardinal Kopp beraten wurde, einen Rückzieher machen. (Angesichts des Nachdrucks, mit dem sich deutsche Bischöfe vor einhundert Jahren um den katholischen Charakter sogar von Schullehrbüchern sorgten, verwundert die Widerstandslosigkeit, mit der deren Amtsnachfolger heute die allmähliche Umwandlung bundesdeutscher Schulen in Koranschulen und Erscheinungen wie den den türkischen Schulkindern „verdankten" Ethik-Unterricht des Landes Berlin hinnehmen, an dem christliche Kinder teilnehmen müssen und in dem sie das Gegenteil dessen hören, was ihnen in der Christenlehre vermittelt werden soll. Welche Haltung, die damalige oder die heutige, dem richtigen Standpunkt näher kommt, mag jeder selbst entscheiden.) Wenn Korum forderte, daß sich auch das gesellige Leben, das jungen Leuten so oft zur Anbahnung einer Ehe dient, innerhalb des konfessionellen Rahmens abspielen solle, damit Mischehen vermieden würden, bewegte er sich außerhalb des praktisch Machbaren. Bemerkenswert ist auch hier wieder der himmelweite Unterschied zu den „Lehren" seiner heutigen Amtsnachfolger, die sich nicht scheuen, mit Rabbinern und sogar Imamen „interkulturelle Wochen" zu eröffnen. Wer hatte bzw. hat nun mehr recht?

Die soziale Frage mußte Korum, dessen Bistum das Industriegebiet an der Saar lag, eine Herzenssache sein. In den christlichen Gewerkvereinen wollte er den religiösen Geist erhalten und den Einfluß der katholischen Hierarchie verankert sehen. Als dem Charakter der katholischen Kirche gemäß konnte einem Bischof wie Korum auch in Gewerkschaften nur die leitende Stellung der Inhaber des Lehramtes erscheinen. Überkonfessionelle Gewerkschaften lehnte er deshalb ab. Er traf sich darin mit Kardinal Kopp (von dem als sehr königs- und staatsnahem Kirchenfürsten ihn sonst manches trennte und mit dem er doch in lebhaftem Briefwechsel eng verbunden war). Korum förderte deshalb lange Zeit die katholischen Arbeitervereine der Berliner Richtung, bis sich diese Position nicht länger durchhalten ließ.

Der Pontifikat Korums war eine Zeit unermüdlichen Ausbaus der kirchlichen Strukturen und der Festigung der Seelsorge. Am Beginn seines Pontifikats zählte die Diözese 940 000 Katholiken, im Laufe desselben erhöhte sie sich um eine halbe Million. Genannt seien auch die unter Anteilnahme Wilhelms II. vollzogene Restaurierung des Trierer Domes und die Wiederherstellung der Matthiaskirche, der einzigen Apostelgrabeskirche in Deutschland. Korums 25jähriges Bi-

schofsjubiläum, in Anwesenheit der Bischöfe von Köln, Münster, Mainz, Metz, Straßburg und Luxemburg gefeiert, machte deutlich, welch führende Stellung er im deutschen Episkopat errungen hatte. Der Münsteraner Weihbischof Max Gereon von Galen feierte ihn als „Gottgesandte[n]“, der „die politische Wiedervereinigung des alten deutschen Landes am Oberrhein mit den mittelrheinischen Franken in höherer geistiger Warte in seiner Person verkörperte.“

Seine elsässische Herkunft, sein unbedingter Ultramontanismus ließen manchen im liberalen und im streng protestantischen Lager an seiner staatspolitischen Zuverlässigkeit zweifeln. Zu Unrecht! Mit mehr Wärme, größerer Herzlichkeit hätte auch ein „altdeutscher“ Bischof nicht sprechen können, als dies Korum etwa bei der Trauerfeier, die er nach dem Tod von Wilhelm I. im Trierer Dom hielt, und in seinem Erlaß nach Friedrichs III. Ableben tat. Wilhelm II. achtete er als „den angestammten Fürsten, der in wahrhaft christlicher Gesinnung seine Herrscherpflichten auffaßt und rastlos bemüht ist, seinem Volke die Segnungen des Friedens zu vermitteln, die schwere Lage der Arbeiter und die Not der Dürftigen nach Kräften zu lindern, den Ruhm und die Ehre des Vaterlandes zu mehren und zu fördern“. Dennoch blieb beim Kaiser lange ein Rest von Mißtrauen, der erst endgültig fiel, als Korum ihm 1917 im Großen Hauptquartier in dem zu seiner Diözese gehörenden Kreuznach seine Aufwartung machte. 1915 anläßlich des 50jährigen Priesterjubiläums hatte ihm der König bereits den Kronenorden 1. Klasse verliehen; überreicht von Staatsminister von Schorlemer, der aus Berlin nach Trier gekommen war. Der Papst ehrte ihn damals mit der Gewährung des Palliums, die Stadt Trier verlieh ihm die Ehrenbürgerwürde, und die theologische Fakultät zu Innsbruck erneuerte sein Doktordiplom.

Daß Deutschland am Ausbruch des Weltkrieges keine unmittelbare Schuld treffe, davon war Korum überzeugt. Deutschland sei „eingetreten für Recht und Wahrheit, für Bundestreue, für die edelste Tugend“. 1916 brachte er bei einer Generalversammlung der Görres-Gesellschaft in Koblenz einen Trinkspruch „auf die beiden Friedensfürsten Kaiser Wilhelm II. und Papst Benedikt XV.“ aus. Der Takt und der Schwung, mit welcher als erster Sprecher er in offenbar improvisierter, tief ergreifender Rede seine Aufgabe gelöst habe, habe die Versammlung zu einem förmlichen Ausbruch der Begeisterung hingerissen. „Er sprach auch über unsere politischen Gegner, in dem Geist der Milde, der seinem Hirtenamt geziemt, aber doch wiederum jeden Zweifel an seiner Überzeugung ausschloß: „Die Schuld an dem furchtbaren Kriege liegt drüben, nicht bei uns“.“ Bei einer Gedenkfeier im Trierer Dom am 4. November 1917 führte er aus: „Das tägliche Erleben

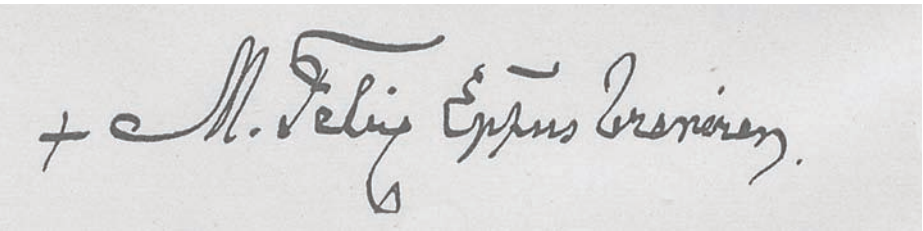
Bischof Korum im Sitzungssaal

des Grauenhaften kann auch viele gute Gedanken im Herzen des Soldaten ersticken. Und so mögen manche mit allerlei Mängeln und Fehlern vor Gott erscheinen und unserer Fürbitte bedürfen. Doch ich möchte hier auch folgendes feststellen: Jeder Soldat, der in treuer Pflichterfüllung in den Kampf zieht und sein Leben opfert, hat ein ganz besonderes Anrecht auf Gottes Gnade. Diese Anschauung ist bei allen Völkern verbreitet. Wer sein Leben in die Schanze schlägt, wer mutig den Weg der Gefahr beschreitet aus sittlichen Beweggründen, aus Gehorsam gegen seinen Fürsten, der übt wahrhaft heldenmütige Tugend. Auch die Hl. Schrift lobt solche Tugend: Gesegnet seid ihr, die ihr hinauszoget für euer Land und eure Brüder, nicht wie Feiglinge habt ihr gehandelt, sondern wie Männer.“ Und er versetzte sich im Geiste in einen einsam sterbenden Krieger: „Allein soll ich hier mein junges Leben enden! Doch nein, ich bin nicht allein! Du, Herr, bist bei mir. Du gabst dein Blut für uns. Auch ich gebe mein Blut für die Brüder, für die Heimat, für die Ehre unsrer Frauen und Mütter, für die Zukunft der Kinder. Du, meine Mutter Maria, laß einen Tropfen vom Herzblut deines göttlichen Sohnes mit meinem Blute zusammenfließen und rette mich! Das ist Soldatentod. Und jede Mutter muß sich trösten, der so der Sohn gestorben ist. Da eilen Engel Gottes herbei, dem Sterbenden zu helfen, wie einst Roland in seinen Wunden den Erzengel Michael rief. […] Seine Barmherzigkeit wollen wir darum anflehen für unsere gefallenen Krieger und so im Gebete vereint bleiben. Das ist für uns eine Pflicht der Gerechtigkeit, denn ihnen verdanken wir es, daß unsere Heimaterde nicht zerwühlt und zerstampft ist und gerötet mit unserem eigenen Blut.“ Und im Fastenhirtenbrief des Jahres 1918 rief er den Eltern der Gefallenen zu: „Eure Söhne sind als Streiter im Gewühl der Schlacht gefallen; von feindlichen Geschossen zerrissen und entstellt, liegen sie unter der jäh niedergemähten Totenschar oder verschüttet in dem zerfallenen Unterstand, vermißt und vergraben im Trichter, wo sie zum Schutz ihrer kämpfenden Brüder die letzte Wache halten. O verzaget nicht, ihr christlichen Eltern, eure Kinder sind dem Rufe der Pflicht und der Ehre gefolgt; im Waffendienst haben sie manche Tugend geübt, manche Entbehrungen, viel Leid und Schmerz erduldet, bis sie endlich in heldenmütiger Treue das höchste Opfer brachten: ihr eigenes Leben für das Vaterland hingaben. Nur Gott kennt die heroischen Tugendakte, welche der christliche Streiter, eingedenk der Ermahnungen frommer Eltern ausübt, wie er inmitten der höchsten Gefahren Geist und Herz zum Himmel erhebt und mit einem letzten Gebet auf den Lippen, dem sichern Tod entgegengeht.“ Tief schmerzte ihn die Schmähschrift des französischen Priesters und Historikers und späteren Kardinals Alfred Baudrillart „La guerre allemande et le Catholicisme“. „Wie viel ritterlicher“, schrieb Korum 1915, „dachte der Kaiser, der beten ließ, daß wir uns auch gegen unsere Feinde als Christen erweisen!“

Unter dem Zusammenbruch des Jahres 1918 litt er schwer. Die Revolution von 1918 trug für ihn das Schandmal auf der Stirne. In einer seiner Pre-

digten im Advent 1918 führte er aus: „Ja, ich kenne kein Volk in der Geschichte, das nach so wunderbarem und langem Siege, nachdem es vom Feinde nie niedergerungen worden ist, dennoch solche drückende Bedingungen des Waffenstillstandes über sich ergehen lassen mußte. […] Nur eins hat uns der Herr in seiner Huld erspart, unser tapferes Heer hat die Waffenehre gerettet, unser Volk wandert nicht in Gefangenschaft, und der heimatliche Boden, er ist nicht unterwühlt und dem Verderben geweiht. […] Aber wir wollen jetzt suchen, wieder Mut zu fassen, gerade in dem gemeinsamen Leid müssen wir wie die Kinder derselben Familie uns inniger zusammenscharen, wir müssen suchen, einig zu bleiben und müssen uns bemühen, würdig zu bleiben in unserm Leid und unserm Elend, damit nicht die, die glauben uns besiegt zu haben, über uns triumphieren können.“ Gemeinsam mit anderen Bischöfen setzte er sich 1919 bei Papst Benedikt XV. dafür ein, daß dieser die Entente bewege, von der Forderung nach Auslieferung des Kaisers Abstand zu nehmen.

Dem französischen General Caron, der sich ihm 1919 im französisch besetzten Trier als Elsässer vorstellte, erklärte er: „Vor dem Kriege haßten wir die Franzosen nicht. Wir sind Franken wie Ihr. Ihr seid keine edlere Rasse als wir, und der Haß, der augenblicklich zwischen den beiden Volksstämmen herrscht, der würde nicht entstanden sein, wenn Ihr Franzosen ihn nicht seit 1870 groß gezogen hättet“. Als Caron betonte, wie schwer es ihm gefallen sei, nach 1870 Straßburg verlassen zu müssen, erwiderte Korum: „Frankreich darf allerdings nicht vergessen, daß Straßburg durch Ludwig XIV. geraubt worden ist.“ Er gab zu, daß die deutsche Regierung Fehler gemacht habe und daß Frankreich im Kriege schwer gelitten habe, erklärte aber: „Wir auch, wir haben auch gelitten. Mehr als 200 Bomben sind über Trier geworfen worden, und drei Dinge vor allem haben uns empfindlich aufgebracht: die Behandlung, die man unsern Gefangenen hat zuteil werden lassen, daß man uns die letzten Schiffe abgenommen hat, mit denen wir Brotfrucht für unsere hungernde Bevölkerung hereinbringen könnten, und das Verlangen, daß der Kaiser vor Gericht gestellt werden müsse“. Auch die Klage, daß Frankreich schwarze Soldaten



ins Land lege, trug er französischen Amtsträgern öfters vor. Um Versicherungen zu erhalten, die seiner Sorge, das vom Reich abgetrennte Saargebiet könnte in kirchlicher Hinsicht von der Diözese Trier abgetrennt werden, wehren könnten, suchte Korum trotz seines hohen Alters 1920 als erster der deutschen Bischöfe nach dem Kriege den Papst auf.

Auch die Führer der neuen staatlichen Verhältnisse versagten Korum ihre Anerkennung nicht. Zum 80. Geburtstag liefen 1920 Glückwünsche von Reichspräsident Ebert, von Reichskanzler Fehrenbach, vom preußischen Kultusminister Haenisch ein. Wilhelm II. drahtete aus seinem Doorner Exil: „In dankbarer Erinnerung Ihres Wirkens sende ich Ihnen herzliche Glückwünsche zum achzigsten Geburtstage. Gott segne Ihren Lebenslauf und Ihre Arbeiten! Wilhelm I. R.“ Von manchen wurde unwillig aufgenommen, daß Korum es nicht unterließ, auf den im Vergleich mit früher noch herzlicheren Ton von seiten staatlicher Amtsträger hinzuweisen. So führte er bei seinem 40jährigen Bischofsjubiläum aus: „Eines hat mich besonders berührt, die Sprache, die von staatlicher Seite jetzt gewählt wird. Das ist eine andere Sprache, als sie früher gewöhnlich erklang. Auch die früheren Herren sind ja alle liebenswürdige Vertreter des Staates gewesen. Auch die früheren Herren waren uns gewiß zugetan, und ich habe nie an ihrem guten Willen gezweifelt. Aber solche Reden habe ich damals nicht gehört.“ Daß man 1918 den Schritt aus einem grundsätzlich christlichen Staat, wenngleich mit einer gewissen protestantischen Grundfärbung, in einen grundsätzlich achristlichen getan hatte, dessen konnte sich der greise Kirchenfürst wohl nicht voll bewußt werden.

Ein Sturz hatte Korum schon 1920 aufs Krankenlager, dann zum Gebrauch von Krücken gezwungen. Mit unglaublicher Energie hatte er sich wieder aufgerafft und war schon im August 1920 zur Bischofskonferenz nach Fulda gereist. Im August 1921 überstand er die Strapazen der Jubiläumsfeierlichkeiten und reiste ein letztes Mal nach Fulda. Am 4. Dezember 1921 erlosch sein Leben. Unter starker Anteilnahme der Bevölkerung und im Beisein der Kardinäle Schulte (Köln) und Faulhaber (München) sowie der Bischöfe von Münster, Paderborn, Limburg, Speyer, Mainz, Fulda und Luxemburg wurde der Leib am 9. Dezember 1921 zur letzten Ruhe gebettet. Der Straßburger Bischof Ruch, vormaliger französischer Militärbischof, war nicht eingeladen worden; er schickte als Vertreter seiner Diözese seinen Generalvikar Kretz, das Straßburger Domkapitel war durch Kanonikus Schmitt vertreten. Auch liberale Zeitungen würdigten den Toten, so die „Vossische Zeitung“, die von ihm als von einem „ungewöhnlichen Menschen, einer, wie auch seine Gegner stets zugegeben haben, starken Persönlichkeit“ sprach. „Im Kriege und insbesondere nach seinem unglücklichen Ausgang hat Korum, dann, für manchen unerwartet, treu zur deutschen Sache gestanden. Am Schluß seines Lebens hatte der streitbare Kirchenfürst nicht nur längst seinen Frieden mit dem Staate gemacht, sondern dem größeren Vaterlande treue Dienste geleistet.“ Und sein Nachfolger, Bischof Franz Rudolf Bornewasser, rühmte ihn als Bischof, „der mit einer glühenden Liebe zu Gott, Kirche und Vaterland eine verzehrende Liebe zu Klerus und Volk verband, der vorbildlich war für jeden Bischof“.

Dr. Rudolf Benl

Dieser Überblick über Bischof Korums Leben beruht auf dem Buch von Jakob Treitz: „Michael Felix Korum, Bischof von Trier 1840–1921. Ein Zeit- und Lebensbild.“, München 1925, 427 Seiten.

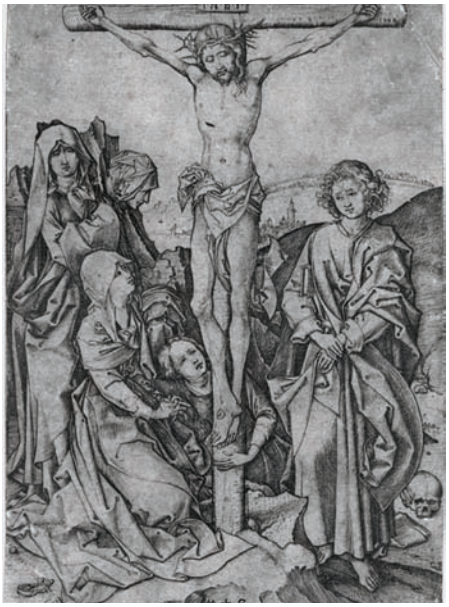
Elsässer Spruch

„Drei Schlösser auf einem Berg,
Drei Kirchen auf einem Kirchhof,
Drei Städt in einem Tal
Hat ganz Elsaß überall.“

Martin Schongauer – Colmars berümtester Sohn

Über den Maler und Kupferstecher Martin Schongauer (geb. möglicherweise 1445 in Colmar, gest. 1491 in Breisach) schreibt der Schlettstadter Humanist Jakob Wimpfling (1450–1528) in seiner Schrift „Epitome rerum Germanicarum usque ad nostra tempora“ (1505): „Was soll ich von Martin Schön aus Colmar sagen, der in der Malerei so ausgezeichnet war, daß seine Gemälde nach Italien, nach Spanien, England und andere Teile der Erde ausgeführt wurden? In Colmar in der Martinskirche und in der des Franciscus befinden sich Bilder desselben, zu denen die Maler von allen Seiten herbeiströmen, um sie nachzuahmen.“

Weit bekannt wurden auch Schongauers Kupferstiche. Raffael nahm sie sich zum Vorbild; Michelangelo kopierte die „Versuchung des heiligen Antonius“ und Albrecht Dürer eine Kreuzigung. Goethe sah auf seiner ersten Schweizerreise in Maria Einsiedeln „unter Rahmen und Glas einen Kupferstich von Martn Schön, das Abscheiden der Maria vorstellend“ und beschrieb anschließend seinen Eindruck: „Freilich kann nur ein volkommenes Exemplar uns einen Begriff von der Kunst eines solchen Meisters geben, aber alsdann werden wir auch, wie von dem Vollkommenen in jeder Art, dergestalt ergriffen, daß wir die Begierde, das Gleiche zu besitzen, den Anblick immer wiederholen zu können – es mag noch so viel Zeit dazwischen verfließen – nicht wieder loswerden. Warum sollte ich nicht vorgreifen und hier gestehen, daß ich später nicht eher nachließ, bis ich ebenfalls zu einem trefflichen



Kupferstich „Christus am Kreuz“

Abdruck dieses Blattes gelangt war?“ Daß Besucher aus aller Welt noch heute Werke Schongauers in seiner Heimatstadt bewundern können, geht auf Initiativen einiger Colmarer Bürger in den letzten drei Jahrhunderten zurück. 1794 retteten der Jurist und Bibliothekar Pierre Marquair und der Künstler Casimir Karpff neben anderen Kunstwerken auch Schongauers Flügeltür des Jean-d'Orlier-Altars aus der Kirche des in der Französischen Revolution verwüsteten Antoniterklosters in Isenheim. 1847 gründete der Colmarer Stadtbibliothekar Louis Hugot mit ein paar Freunden die Société Schongauer, die sich die Pflege und Bereicherung einer Sammlung von Kunstschätzen zur Aufgabe stellte. Sie erhielt von den Behörden die Erlaubnis, im ehemaligen, 1792 geschlossenen Kloster der Dominikanerinnen, dessen Gebäude damals als Kaserne dienten, das Unterlindenmuseum einzurichten. Von Schongauer und seiner Schule sind dort außer dem Muttergottesaltar und dem Stauffenbergaltaraufsatz aus Isenheim noch der Hochaltar der Colmarer Dominikanerkirche ausgestellt.

Bis vor dreißig Jahren besaß das Museum jedoch noch kein einziges Original der Stiche Schongauers.

Das ließ der Schongauergesellschaft keine Ruhe. Zusammen mit dem Unterlindenmuseum betrieb sie den Ankauf. Der Initiative des damaligen Konservators Pierre Schmidt und seines Mitarbeiters und späteren Nachfolgers Christian Heck war es zu verdanken, daß 1978 erstmals ein Stich Schongauers erworben werden konnte (Der Engel der Verkündigung).

Heute besitzt das Museum 85 von den 116 bekannten Stichen Schongauers, darunter die 1985 aus dem Doublettenbestand der Wiener Albertina erworbene komplette Serie der 12 Apostel sowie 14 Stiche aus der Sammlung Georg Schäfer in Schweinfurt (darunter die „Versuchung des heiligen Antonius“), die es 1993 kaufen konnte. Die bisher jüngste Erwerbung sind sieben der acht Stiche aus Schongauers Folge über die Passion Christi. Ohne die Spenden vieler Privatpersonen wären die Erwerbungen nicht möglich gewesen. Erstmals konnten in diesem Frühjahr alle 85 Blätter des Bestandes in einer Ausstellung im Fleischhauersaal des Unterlindenmuseums bewundert werden.

amg

130 Jahre Neuenberg

Am 1. Juli 2007 feierte die Anstalt Neuenberg bei Ingweiler ihr 130jähriges Bestehen. Sie wurde als Spital und Altenheim der konfessionell lutherischen Richtung vom Ingweiler Pfarrer Gustav Herrmann (geb. 1830 in Hoerdt, Theologiestudium in Straßburg, Genf, Göttingen, Halle und Berlin, gest. 1893 in Ingweiler) zusammen mit seinem Wickersheimer Kollegen Albert Hamm und dem Kaufmann Hermann Goehrs aus Straßburg in den Räumen der ehemaligen Streichholzfabrik und dem danebenstehenden Wohnhaus gegründet und am 6. Dezember 1877 eingeweiht. Am 22. März 1880 wurde die Gemeinnützigkeit der Einrichtung anerkannt.Bereits 1893 zählte der Neuenberg über 60 Pensionäre und beschäftigte 36 Diakonissen um 1900. In der Folgezeit wurden weitere Gebäude errichtet. Zwischen den beiden Weltkriegen entstanden ein Krankenhaus, eine Entbindungsstation und eine Radiologieabteilung. 1991 bis 1999 fanden umfangreiche Baumaßnahmen statt, die jedoch zu einer schweren wirtschaftlichen Krise führten. Im Jahr 2004 schien schließlich das Ende der Institution gekommen zu sein. Doch es ergab sich eine glückliche Wendung. Am 1. Januar 2005 ging der Neuenberg an die Mülhauser „Fondation de la Maison du Diaconat“ über, und ein hoffnungsvoller Neuanfang begann.

amg

Die Burgruine Hugstein

„Pro Hugstein“, ein Verein zur Erhaltung der Burg Hugstein, hielt am 15. September 2006 in Bühl bei Gebweiler eine Versammlung ab, die die Geschichte und die Legenden dieser auf einem Bergvorsprung im Lauchtal zwischen Gebweiler und Bühl gelegenen zeitweiligen Residenz der Äbte der Benediktinerabtei Murbach zum Thema hatte. Dabei wurde auch eine vom Gebweiler Geschichtsverein veröffentlichte Monographie vorgestellt. Das feste Schloß wurde um 1230 von Hugo von Rothenburg, Abt von Murbach (1216–1236) erbaut, von dem sich auch der Name der Burg herleitet. Abt Hugo, ein treuer Gefolgsmann Kaiser Friedrichs II., hatte den von Papst Gregor IX. gebannten Hohenstaufenherrscher auf dem 5. Kreuzzug begleitet und war von ihm in einer zu Akkon 1228 ausgestellten Urkunde in den Reichsfürstenstand erhoben worden, das heißt Murbach wurde Reichsabtei. Abt Konrad von Staufenberg ließ 1313 auf der Burg eine Kapelle S. Crucis et S. Benedicti bauen und Abt Bartholomäus von Andlau (gest. 1476 auf Burg Hugstein) an der äußeren Ringmauer zwei viereckige Türme errichten. 1514 wurde Hugstein von Georg von Masmünster, Fürstabt von Murbach, renoviert, doch 1542 in einem Streit zwischen Heinrich von Jestetten, Dekan von Murbach und Abt von Honcourt, und Rudolf Stör von Störenburg, Abt von Murbach, zum großen Teil schwer verwüstet und nicht wiederaufgebaut.1598 schlug der Blitz in die Burg ein und vollendete die Zerstörung. Bis ins 17. Jahrhundert diente ein Turm der Burg Hugstein als Gefängnis; noch im Jahr 1798 wohnten arme Leute in der Ruine, die im übrigen als Steinbruch diente. 1862/63 wurden dann die ersten Maßnahmen ergriffen, um sie vor weiterem Verfall zu schützen und für Besucher zugänglich zu machen.

Das Wappentier der Abtei Murbach war ein schwarzer Hund. Das ist vermutlich der Grund dafür, daß in den Legenden um den Hugstein häufig schwarze Tiere vorkommen. In einem aus dem Bauernkrieg überlieferten Lied heißt es, daß dieser Hund damals viele Menschen gebissen habe. In der Legende um den plötzlichen Tod des bei den Bürgern Gebweilers verhaßten Murbacher Abtes Bartholomäus von Andlau auf Burg Hugstein ist es eine schwarze Katze, die sich ihm um den Hals gelegt und ihn erdrosselt haben soll. Seraphin Dietler, Prior des Dominikanerklosters in Gebweiler, schreibt darüber in seiner „Gebweiler Chronik“ (um 1723).

amg

Bäuerin aus der Umgebung Straßburgs

Erntereif

Die Körner stehen segensschwer
Im goldiggelben Ährenmeer
Und warten auf den Schnitter.
Sie hielten still und tapfer aus
Im Sonnenbrand, im Windgbraus,
Im schlagenden Gewitter.
Nicht eines wollte je entfliehn,
Und sich der Wetternot entziehn,
Nicht eins sprang aus der Hülle!
Sie reiften auf den Erntetag
Und auf den frohen Sichelschlag
Heran zu schwerer Fülle.
Nur wir erheben Widerspruch
Und machen täglich den
Versuch,
Die Not uns abzustreifen.
Und doch allein im Sonnenbrand
Und unter Nöten allerhand
Die Körner goldig reifen!

Friedrich Kaufmann (1873–1949)

aus: „Gedichte und Gesichte von Friedrich Kauffmann“
(Straßburg 1928)

Bäuerin vom Sundgau
(Nach Christian v. Mechel, Bauern und Bäuerinnen um Basel, 1800)

Erinnerungswege in den Vogesen

Im Ersten Weltkrieg waren auch die Vogesen Stätten heftiger Kämpfe.
Nach einjähriger Vorbereitung wurde am 22. September 2007 auf dem Glasborn ein historischer Rundweg eingeweiht, der vom Hohrodberg bis zum Lingenkopf den zahlreichen noch heute sichtbaren Spuren des Ersten Weltkriegs folgt: Circuit Historique 1914–1918 Hohrodberg-Linge.
Das Vogesenmassiv war ja bereits Anfang August 1914 zum Schauplatz von Feindseligkeiten geworden. Zwischen dem 20. Juli und dem 16. Oktober 1915 kam es dann beim Lingenkopf zu einer der blutigsten Schlachten, die im Ersten Weltkrieg in den Vogsesen stattfanden und die insgesamt mehr als 17 000 deutschen und französischen Soldaten das Leben kostete.
Der gut ausgeschilderte Rundweg, der etwa drei Stunden Wanderung beansprucht, führt an Schützengräben, Blockhäusern, unterirdischen Galerien und Resten von Befestigungen vorbei. Über fünf Abzweigungen zum Lingenkopfdenkmal (Mémorial du Linge) oder zu deutschen und französischen Soldatenfriedhöfen läßt sich die Rundwanderung um weitere 15 Minuten bis zu anderthalb Stunden verlängern. Nicht selten sind noch Gewehrkugeln oder Granatsplitter zu finden, die jedoch nicht gesammelt werden dürfen.
Der Weg und die historischen Ereignisse werden in einem eigens zusammengestellten Erläuterungsheft beschrieben, von dem es ein französische und eine deutsche Ausgabe gibt. Organisiert wurde die ganze Unternehmung von der CCVM – Communité des Communes de la Vallée de Munster (Vereinigung der Ortschaften im Münstertal) und dem Vogesenclub.
Inzwischen ist bereits ein zweiter historischer Themenweg rund um den Reichsackerkopf geplant.

amg

Gesang der Belchenfahrer

Am 21. März 1902, als noch keine Fernstraße auf den höchsten Berg der Vogesen führte, dichtete Christian Schmitt in Straßburg ein Lied, das in der Folgezeit von vielen frohen Belchenfahrern begeistert gesungen wurde (mit der Melodie der Weise „Hier sind wir versammelt zu löblichem Tun“).
Zum 75. Todestag des Dichters brachten wir im „Westen“ in der Ausgabe für Mai-August 2003 einen Bericht über Leben und Werk Christian Schmitts. Zum 80. Todestag (er starb am 28. April 1928) mögen hier die beiden ersten Strophen jenes Liedes folgen:

„Oh seliges Wandern auf grünenden Höh'n! Hell blitzt es aus Gräsern und Kelchen. Wir steigen empor aus Gedräng und Gedröhn zum König im Wasgau, zum Belchen.
Da dehnt sich die Seele, die Sorge schläft ein, und keiner darf heute Begleiter uns sein, als spielende Vögel und Falter allein, die flatternden Sommergesellchen.
Du rauschender Wald und du duftender Plan, wie habt ihr das Herz uns erhoben! Durch kriechend Gebüsch noch, dann ist es getan;
Schon gipfeln die Hänge sich oben. Grüß' Gott dich, du Hüttlein am blumigen Stand, du schimmernder See dort an felsiger Wand! Grüß' Gott dich, du weites, du herrliches Land, vom lachenden Zauber umwoben!“

Auch Georg Büchner (1813–1937) war von der grandiosen Aussicht, die man bei klarem Wetter vom Sulzer Belchen aus hat, sehr fasziniert: In einem Brief, datiert Straßburg, den 8. Juli 1833, schrieb er an seine Familie: „Wir bestiegen den höchsten Punkt der Vogesen, den an 5 000 Fuß hohen Bölgen (Belchen). Man übersieht den Rhein von Basel bis Straßburg, die Fläche hinter Lothringen bis zu den Bergen der Champagne, den Anfang der ehemaligen Franche Comté, den Jura und die Schweizerberge vom Rigi bis zu den entfernten Savoyischen Alpen. Es war gegen Sonnenuntergang, die Alpen wie blasses Abendrot über der dunkel gewordenen Erde.“
Am 5. Juli 1982 wurde der Sulzer oder Große Belchen als „grand site national“ klassifiziert.

amg

Der Maler Theophil Schuler (1821-1878)

In diesem Jahr liegt es 130 Jahre zurück, daß der Straßburger Maler und Zeichner Theophil Schuler starb, der als der beste Schilderer elsässischen Lebens seiner Zeit gilt, einer Epoche, in der das Elsaß in allen seinen äußeren und inneren Erscheingensformen noch ganz es selbst war.
Als Sohn des Pfarrers zu St. Nikolai erblickte der Künstler am 18. Juni 1821 in Straßburg das Licht der Welt. Die Mutter war Margarete Salome Schuler (geb. Hoh), Tochter eines Straßburger Hufschmieds.
Der Bruder des Vaters, Karl August Schuler und dessen Söhne Karl Ludwig und Eduard Schuler waren Kupferstecher und Maler. Sein Vetter Eduard Schuler, der sich in Karlsruhe niedergelassen hatte, wurde Theophil Schulers erster Lehrer.
Theophil Schuler wurde in Straßburg Schüler von Gabriel Guérin, in Paris von Drolling und Delaroche. Schließlich ließ sich Schuler in seiner Heimatstadt Straßburg nieder, wo er eine Zeichenschule für Mädchen gründete und daneben unermüdlich zeichnete und malte.
Er illustrierte auch Werke von Victor Hugo, Pierre-Jules Hetzel sowie Erckmann-Châtrian und war Mitarbeiter am Magasin Pittoresque. Wie seine elsässischen Malerkollegen Gluck, Jundt und Lix optierte er 1871 für Frankreich, ging aber nicht wie sie nach Paris, sondern nach Neuchâtel. Krank und von Heimweh geplagt kehrte er 1877 nach Straßburg zurück, wo er am 26. Januar 1878 starb.

amg

Henri Loux

Im Rahmen der Gedenkveranstaltungen zum 100. Todestag des Malers Henri Loux (geb. am 20. Februar 1873 in Auenheim bei Straßburg, gest. am 19. Januar 1907 in Straßburg) enthüllte die Association des Amis de Henri Loux eine Gedenktafel an dem Haus in der rue d'Erstein in Straßburg-Neudorf, in dem der Künstler von 1902 bis 1907 wohnte.

amg